

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Kambodscha

vom 12. März bis 23. April 2006

Der Kampf um Grund und Boden: Landkonflikte und Landverteilung in Kambodscha

Von Oliver Schilling

Kambodscha, vom 12. März bis 23. April 2006



Inhalt

1. Zur Person	268
2. Guten Tag, Phnom Penh	268
3. Schaffe-schaffe, Häusle-baue	269
4. Ein weites Feld	270
5. Ein sympathischer Optimist	272
6. „Feudale Strukturen“	273
7. Die Odyssee der „46 families“	274
8. Little China	277
9. Kreative Parteienfinanzierung	278
10. Land for Sale	280
11. Die Grenzen sind fließend: Golfplatz statt Dorfgemeinschaft	282
12. Lichtblick LMAP?	286
13. Titel, Thesen, Temperamente	287
14. Die 800 Hektar der Exzellenz You Ay	289
15. Audienz bei der Frau Staatssekretärin	292
16. Good-bye Kambodscha	294
17. Danksagung	294

1. Zur Person

Jahrgang 1974. Studium der Politik- und Literaturwissenschaft in Bonn, Oxford und Brüssel. Journalistische Praktika und freie Mitarbeit bei taz, SZ, Berliner Zeitung, DPA, ZDF und DIE ZEIT. Erste Berufserfahrung bei einer Politik- und PR-Beratungsfirma in Brüssel sowie als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Europäischen Parlament. Anschließend Volontariat bei der Deutschen Welle. Seitdem Reporter, Moderator und Redakteur für DW-Radio, DW-World, DW-TV und Deutschlandfunk. Journalistische Arbeitserfahrung im außereuropäischen Ausland vor Stipendienantritt u.a. in Tel Aviv (mit IJP), Tokio und La Paz.

2. Guten Tag, Phnom Penh

Phnom Penh ist heiß. Der März und April gehören zu den wärmsten Monaten des Jahres. In Deutschland hatte es vor meiner Abreise noch geschneit, minus acht Grad in Berlin. Mit zweifacher Wollpullover-Schicht sitze ich im Flieger. Die Kleidung leistet gute Dienste im Kampf gegen die viel zu kühle Luft aus der Klimaanlage an Bord. Nach 14 Stunden Ausstieg in Phnom Penh. Die stickig-feuchte Luft erinnert an die klimatischen Verhältnisse des Gewächshauses im botanischen Garten in Bonn. In den kommenden Wochen werde ich kein einziges Mal einen Pullover anziehen. Tagsüber wird mir der Schweiß auch im Schatten über die Schläfen rinnen. Nachts werde ich mich über die angenehm kühle Luft aus dem lauten Kühlaggregat freuen.

Ob es Mangobäume in dem Land gäbe, aus dem ich komme, fragt mich der Chauffeur, der mich vom Flughafen abholt. Diese Frage wird mir später bei einer Recherchereise noch ein zweites Mal gestellt. Der Bestand an Mangobäumen ist offensichtlich ein gängiger Referenzpunkt im geographischen Verortungssystem der Khmer. „Nein“, sage ich. „Dafür aber Apfelbäume“, was für das kambodschanische Gemüt scheinbar ähnlich exotisch anmutet, wie die Vorstellung von Mangobäumen für das deutsche. Der Fahrer schweigt bis zur Ankunft im Gästehaus.

In Phnom Penh hat sich viel getan, seitdem ich zuletzt vor einem Jahr hier war. Neue Cafés und Restaurants an vielen Ecken. Im teuren Lucky's Supermarkt gibt es jetzt französischen Camembert in der Frischtheke. Sogar die raubkopierten DVDs, die es mittlerweile nicht nur auf dem ‚Russian Market‘ zu kaufen gibt, funktionieren weitgehend fehlerfrei. Entwicklung und Wohlstand werden immer greifbarer, gleichzeitig klafft die Lücke zwischen arm und reich immer weiter auseinander.

Ich wohne in einem Gästehaus unweit des Independence-Monuments, mitten in der Stadt, 15 Gehminuten vom Ufer des Tonle Sap entfernt. Der Verkehr auf dem Norodom Boulevard macht geradezu schwindelig. Ein Schwarm voller Mopeds in der brütenden schwülen Hitze. Ich meine, mich zu erinnern, dass in Kambodscha auf der rechten Straßenseite gefahren wird. Hier am Norodom Boulevard kommen mir Zweifel. Von allen Seiten und auf allen Fahrbahnen schwirren die zweirädrigen Flitzer vorbei. Einzig der Gehweg ist sicher. Es dauert ziemlich genau acht Minuten, in denen ich das Treiben studieren darf, bis eine Lücke im Verkehrsfluss das Überqueren der Straße gestattet. Am Nachmittag ist der Verkehr noch dichter. Ein Moped-Taxi hilft mir beim Überqueren des wilden Verkehrsflusses hinüber auf das andere Straßenufer. Mit einem frischen Limonensaft lasse ich den ersten Tag ausklingen. Um halb sieben ist es bereits stockdunkel – egal zu welcher Jahreszeit. In Kambodscha lebt man nicht für den Abend, sondern für den Morgen. Früh aufstehen ist die Devise, bevor gegen 12 bis 13 Uhr mittags Temperaturen von 35 Grad im Schatten – teilweise auch darüber – den Menschen eine Mittagspause bis ca. 14 oder 15 Uhr verordnen. An diese Verhältnisse gilt es sich, trotz Jetlag, schnell anzupassen. Letztendlich auch, weil für die Recherchen nichts anderes übrig bleibt: Gerade morgens zwischen acht und neun Uhr sind Ansprechpartner am besten zu erreichen.

3. Schaffe-schaffe, Häusle-baue

Zu dem Boom in Kambodscha mit seinem jährlichen Wirtschaftswachstum von knapp 8 Prozent Höhe gehört auch, dass überall gehämmert, gezimmert und gemeißelt wird. Man mag fast glauben, die Millionenstadt am Zusammenfluss von Mekong und Tonle Sap sei eine einzige Baustelle. Dass es einmal anders war oder sein wird, ist nur schwer vorstellbar. Und vielleicht ist dieser Eindruck umso beständiger, als sich das Leben vieler Khmer ebenfalls als eine Art Baustelle, als „work in progress“ begreifen lässt. So hat es jedenfalls einmal ein guter kambodschanischer Freund ausgedrückt. Daran erinnere ich mich ab und an in Kambodscha und weiß nun ein wenig, was er damit meinte: Getrieben von der nicht allzu schwierig herleitbaren Erkenntnis, dass man ohne Eigeninitiative buchstäblich in der Straßengosse landet, schufteten die Khmer teilweise Tag und Nacht – dass sie dabei noch genug Kraft zum ausgiebigen Feiern, etwa an den zahlreichen Feiertagen, haben, ist meinem Respekt diesem Volk gegenüber durchaus zuträglich. Die fast schon einfallsloseste Art des Hinzuverdienens ist das Motorradtaxifahren nach Feierabend. Etwas raffinierter ist es dagegen, eine eigene Telefonzelle aufzumachen und sich zur richtigen Zeit an einer günstigen Stelle

zu positionieren. Das funktioniert so: Man baut sich einen zur einen Seite offenen Verschlag aus verkratztem, leicht durchsichtigem dunklen Plastik; der Form nach entspricht es einer Art Wahlkabine, wie man sie in Deutschland kennt. Unter dem Verschlag befinden sich Rollen. Diese mobile Telefonzelle muss dann möglichst an einem der stark frequentierten Boulevards aufgestellt werden mit dem gebotenen Abstand zur nächsten „Telefonzelle“ von gefühlten 30 Metern, wie mir ein Telefonzellenbetreiber einmal erklärte. Nun fehlt nur noch das Telefon. Aber das ist die einfachste Sache: Der Telefonzellenbetreiber verwendet sein Handy, das zum Minutenpreis von rund 300 Riel (ca. 8 Cent) für Inlandsgespräche verliehen wird. Gerne wird die Telefonzelle auch in Kombination mit einer privaten Tankstelle betrieben. Auch sie ist mobil und auf Rädern und sieht so aus: In einem rollenden Regal stehen Glas- und Plastikflaschen, deren Aufkleber der Marke Pepsi Cola verraten, dass sie ursprünglich für andere Zwecke vorgesehen waren. Neben dem Flaschenaggregat hängt ein Trichter aus Blech. Die Plastikflaschen sind mit Benzin gefüllt, die Glasflaschen mit Öl. Beides muss im richtigen Verhältnis gemischt werden, damit die knatternden Motoren der Mopeds gut laufen. Und wie bei den großen Tankstellen scheint es auch hier informelle Preisabsprachen zwischen den Anbietern zu geben, denn überall kostet der Liter gleich viel (ca. 3.000 Riel). Auch wenn einen diese teilweise recht anarchisch anmutende Form der Betriebsgründung schmunzeln lässt, so verdient sie durchaus Anerkennung.

4. Ein weites Feld

Im Journalismus gibt es schwierige und weniger schwierige Themen. Es gibt Geschichten, die sich von selbst erzählen und es gibt solche, bei denen eine spannende Perspektive nur schwer zu finden ist. Die Frage nach Landkonflikten und Landreform in Kambodscha gehört in eine separate Schublade. Es ist ein ganzes Geflecht voller Themenstränge, ein großes Fass voller Geschichten und Probleme. Früh wird klar, dass die Recherchen zu diesem Komplex zwangsläufig lückenhaft bleiben werden. Das politische System, die Justiz, die Rolle der Medien, Korruption, Entwicklungshilfe und Entwicklungszusammenarbeit, die leidvolle Geschichte des Landes und sein Wirtschaftssystem – das sind nur einige der Versatzstücke des Themas.

Landkonflikte sind keine Seltenheit in Entwicklungsländern. Die Beispiele sind zahlreich. In Kambodscha kommt hinzu, dass unter dem Terror der Roten Khmer, sowie während der anschließenden vietnamesischen Besatzungszeit der Besitz von Grund und Boden illegitim war. Erst 1989 wurde das Privateigentum an Grund und Boden als Tatbestand gesetzlich

anerkannt und später im Bodenrecht von 1992 verankert. Ein weiteres Spezifikum kommt hinzu: Um der Wahnvorstellung einer kommunistisch organisierten agrarischen Gesellschaft näher zu kommen, zerstörten die Roten Khmer in der Zeit von 1976 bis 1979 systematisch das Katastersystem des Landes sowie jegliche Dokumente, die Aufschluss über Besitzverhältnisse geben könnten. Auch heute noch fehlen daher in vielen Fällen verbindliche Anhaltspunkte, nach denen Eigentumsstreitigkeiten geklärt werden könnten.

Mit dem Vertragswerk von Paris, das am 23. Oktober 1991 einen Schlussstrich unter eine fünfzehnjährige Leidenszeit zog, und den ersten freien Wahlen unter Blauhelmaufsicht 1993 schlug nicht nur die Stunde Null der kambodschanischen Demokratie. Es war auch der Ausgangspunkt für den Versuch, dem Land ein Rechtssystem zu geben – ein Versuch, der bis heute nicht abschließend geglückt scheint. Auch wenn etwa die Länder Mittel- und Osteuropas in den frühen 90er Jahren vor einer ähnlichen Herausforderung standen, so ist der Fall Kambodscha besonders prekär – nicht zuletzt weil die gesamte Intelligenz des Landes entweder von den Roten Khmer ermordet wurde oder ins Exil ging. Der zweite Problempunkt ist die Frage, an welche Rechtstradition angeknüpft werden kann. Wer sich in der Geschichte Kambodschas ein wenig auskennt weiß, dass das Land bis 1993 mehr als ein Jahrhundert lang entweder unter Fremdherrschaft der Kolonialmacht Frankreich – und für kurze Zeit auch Japan – stand, später von einem wenig auf die Rechte der Bürger bedachten autokratischen König regiert wurde, bevor es in den Vietnamkrieg hineingezogen wurde. Chancen zum Aufbau eines funktionierenden Gesellschafts- und Rechtssystems gab es kaum.

Auch wenn das neue Landrecht aus dem Jahr 2001 bereits in vielen Punkten eine Verbesserung zu dem Bodenrecht von 1992 darstellt, so sind die Grundfragen in einem Land, in dem Korruption und die persönliche Bereicherung vieler Entscheidungsträger nachhaltig das Gemeinwohl untergraben, gleich geblieben: Wem gehört was? Wie lässt sich Eigentum belegen? Wie kann Rechtssicherheit hergestellt werden? Genauso wie diese Fragen berechtigt sind, genauso ist es für das westlich sozialisierte Gemüt schwerlich vorstellbar, dass es auf sie in vielen Fällen keine eindeutige Antwort gibt.

In den kommenden Wochen befasse ich mich mit dem kambodschanischen Rechtssystem, spreche mit Anwälten und Experten. Dabei ist auffällig, dass viele kambodschanische Gesprächspartner mit „dem Recht“ argumentieren, so als gäbe es einen funktionierenden Rechtsstaat. Die Wirklichkeit enttarnt solche Annahmen als ledigliche Hoffnung. Das noch junge und lückenhafte juristische Ausbildungssystem, die Justiz, deren spartanisch bemessene Gehaltsskalen der Korruption Tür und Tor öffnen, sowie die nur bedingt ar-

beitsfähigen Behörden sind nicht in der Lage, den postulierten Rechtsstaat mit Leben zu füllen. Denn der daraus resultierende Mangel an Rechtssicherheit ist nur mit Bezug auf Landfragen ein großes Problem: „Es gibt viele Wirtschaftszweige, in denen es sich durchaus lohnen würde, zu investieren. Gerade im Mittelstand. Aber das politische System und vor allem das Rechtssystem sind teilweise noch extrem instabil. Das schreckt potentielle Investoren ab“, sagt Paul Thomas, der Sprecher des Arbeitskreises Deutsche Wirtschaft in Kambodscha, eine Art inoffizielle Außenhandelskammer im Kleinstformat. Konkret bedeutet dies, dass das marode Rechtssystem reelle finanzielle Einbußen für Kambodscha mit sich bringt – ganz zu schweigen davon, dass durch Korruption nach konservativen Schätzungen einiger NGOs in Kambodscha jährlich knapp ein Drittel aller Entwicklungsgelder versacken.

5. Ein sympathischer Optimist

„Neben der Ausbeutung der archäologischen Schätze in Angkor Wat ist Land die lukrativste Ressource, die wir haben. Wer schnell an Geld kommen will und die nötigen Verbindungen hat, mischt bei diesem Kampf mit“, erzählt Sok Poch. Der 33-jährige Ingenieur arbeitet als Netzwerktechniker bei dem kambodschanischen Mobilfunk-Giganten „Mobitel“. 360 US-Dollar verdient er im Monat. Ein dreizehntes Monatsgehalt gibt es dazu. Nicht an Weihnachten, sondern am Neujahrsfest, das nach Tradition der Khmer im Frühjahr begangen wird, dieses Jahr in etwa zeitgleich mit Ostern, also Mitte April. Nebenher schuftet Sok Poch an Wochenenden in der IT-Beratungsfirma seines Bruders, einer Art IT-Feuerwehr. Immer wenn in einem Büro oder Hotel die IT-Infrastruktur zusammenbricht – und das kommt in Phnom Penh oft vor – kann man die Techniker rufen. „In Kambodscha dreht sich zwar nicht alles, aber doch vieles um Geld, jeder versucht irgendwie mit seinen Mitteln auf einen grünen Zweig zu kommen“, sagt Sok Poch. 100 US-Dollar kommen durch die Wochenendeinsätze im Monat hinzu. Damit liegt er weit über dem kambodschanischen Mindestlohn von 48 US-Dollar, weit über dem durchschnittlichen Jahreseinkommen pro Kopf von 350 US-Dollar und auch weit über dem Lohndurchschnitt für spezialisiertes Personal innerhalb der Dienstleistungsbranche in Phnom Penh. Gemessen an seinem Einkommen gehört Sok Poch also zu den Aufsteigern der kambodschanischen Gesellschaft.

Vor zwei Jahren hat Sok Poch ein Haus gebaut, in einem Vorort südwestlich von Phnom Penh. Das Grundstück hat er nicht gekauft, auch einen Landtitel, einen Eintrag im Grundbuch oder ein sonstiges Dokument, das

ihn als Eigentümer ausweist, hat er nicht. „Wir haben dort seit Generationen gelebt, warum sollte ich mir Sorgen machen?“ Sein Optimismus ist erstaunlich. In der Woche seit meiner Ankunft ist buchstäblich kein Tag vergangen, an dem nicht in den beiden für mich lesbaren Tageszeitungen „Cambodia Daily“ und „Cambodge Soir“ über Landstreitigkeiten, Landvertreibung und die rigiden Methoden der kambodschanischen Polizei und Armee berichtet wird. Doch vielleicht ist Sok Poch nicht nur Optimist, sondern gehört zu den wenigen Menschen, die noch Vertrauen in das Rechtssystem des Landes haben. Denn nach dem Landrecht von 2001 darf er tatsächlich Grund und Boden sein Eigen nennen, wenn er dort nachweislich fünf Jahre friedlich gelebt hat. Folglich könnte er spätestens im Jahr 2009 mit Fug und Recht das Land, auf dem sein Haus steht, für sich beanspruchen und einen Landtitel beantragen. Aber das interessiert ihn jetzt noch nicht. „Wer weiß, was dann sein wird. In Kambodscha dreht sich alles sehr schnell. Ich denke an heute und morgen. Da geht es mir genauso wie dem Bettler auf der Straße – auch wenn ich gut verdiene“, erzählt er.

6. „Feudale Strukturen“

„Wie funktioniert ‚Land Grabbing‘“, frage ich Brian Nahor. Er ist US-Amerikaner und arbeitet für eine von USAID finanzierte kambodschanische NGO, die Rechtsberatung und Rechtshilfe für bedürftige Kambodschaner anbietet. USAID, die Entwicklungshilfeorganisation der US-amerikanischen Regierung, und die Mitarbeiter US-amerikanischer Projekte gehören zu denjenigen, die am offensten die Regierung in Kambodscha kritisieren und Missstände aufdecken – nicht nur im Bereich von Landkonflikten, auch bei Themen wie Menschenhandel, Drogen und Waffenschmuggel sowie Korruption. „Land Grabbing funktioniert so, dass Menschen auf zweifelhafte Weise Landtitel und Landrechte erwerben und anschließend die Bewohner vertreiben“, erklärt er mir. Seit drei Jahren ist der studierte Jurist in Kambodscha, hat gerade einen Fall, der als ‚best practice‘ auf der Internetseite von USAID geführt wird, gewonnen. Mit gewissem Stolz schildert er den Fall, über den auch in der ‚Cambodia Daily‘ bereits mehrfach berichtet wurde. Dabei ging es um eine kleine Insel im Tonle Sap mitten in Phnom Penh, gegenüber dem neu errichteten Spielkasino, ein Areal von ca. 50 Hektar. Ein Großinvestor erklärte eines Tages gegenüber den dort wohnenden Familien, er habe das Land gekauft. Dass er mit dem Gouverneur von Phnom Penh verwandt ist, scheint seine Autorität zu untermauern. Von wem er es gekauft habe, wie es denn sein könne, dass die dort wohnenden Menschen nicht in die Entscheidung einbezogen wurden – all das konnte er nicht er-

klären. Schlussendlich gab es Ausgleichszahlungen von 12 US-Dollar pro Quadratmeter an die Betroffenen. Dass 12 US-Dollar pro Quadratmeter lediglich ein Bruchteil dessen ist, was man auf dem Immobilienmarkt derzeit für Grundstücke im Herzen Phnom Penhs bekommt, weiß auch Brian Nahor. Dennoch sagt er, dass der Fall gewonnen worden sei, denn ursprünglich hätten die vertriebenen Bewohner nur drei US-Dollar bekommen sollen. Interessant ist dabei ein weiteres Detail: In der notariell beurkundeten Verzichtserklärung der betroffenen Familien ist nur eine Ausgleichszahlung von acht Dollar pro Quadratmeter genannt. „De facto wurden zwar zwölf Dollar pro Quadratmeter geleistet. Um die Preise nicht zu verderben, wurde offiziell allerdings ein niedrigerer Preis festgehalten. Das ist hier vollkommen normal.“ Und dann sagt er zwei Sätze, die mir in Erinnerung bleiben werden: „Sie dürfen nicht vergessen: Die kambodschanische Gesellschaft unterliegt immer noch feudalen Strukturen von Großgrundbesitz, Mächtigen und Untergebenen. Daran haben auch die schwarzen Löcher in der Geschichte des Landes, der Terror der Roten Khmer und die vietnamesische Okkupation, nichts geändert.“

Immer wieder stellt sich die Frage, wie eine Gesellschaft, wie ein Wirtschaftssystem und ein politisches System funktionieren sollen, wenn es faktisch kein funktionierendes Rechtssystem gibt, wenn Gerichtsurteile erkauf werden und Beamte hochgradig bestechlich sind. Die Feudalismus-Theorie ist zumindest als erster Erklärungsansatz brauchbar.

7. Die Odyssee der „46 families“

Am nächsten Tag treffe ich Toy Someth. Der 46-jährige Kambodschaner spricht fantastisch Englisch und arbeitet mit Brian Nahor zusammen. Auch er weiß von einem spannenden Fall zu berichten, den „46 families“. Eigentlich sind es 47 Familien, um die es geht, aber trotzdem spricht er fortwährend von den „46 families“. Bis vor drei Jahren lebten diese in einer Seitenstraße des Mao Tse Toung Boulevards, ca. 150 Meter Luftlinie vom Hotel Intercontinental gelegen, eine der exquisitesten Adressen in der Stadt – wenn nicht gar die vornehmste überhaupt. Wir sitzen im Java Café. Toy Someth hat eine Karte dabei und zeigt mir, wo die Familien früher gelebt haben. „Sie werden sich das kaum vorstellen können, wenn sie sehen, wie es dort heute aussieht. Heute stehen dort moderne Apartmentanlagen.“ In seiner Mappe mit der Aufschrift „land conflicts – urgent cases“ hat er auch Fotos, auf denen ein Straßenzug zu sehen ist, der aussieht wie so viele Straßen in Phnom Penh: zweigeschossige kastenförmige Häuser reihen sich aneinander. Die Straße ist nicht geteert und von Schlaglöchern übersät. Vor einer Imbissstu-

be stehen drei Motorradtaxifahrer in der Sonne und warten auf Kundschaft. Ein rostiger Toyota Camry ist daneben geparkt. Angefangen hatte alles mit einem Räumungsbescheid der Stadtverwaltung von Phnom Penh, datiert vom 1. Dezember 2003. Auch den hat Toy Someth in seinem Ordner. Darin wurden die Familien aufgefordert, innerhalb von drei Monaten ihre Häuser zu verlassen. Der Eigentümer, sein Name wurde nicht genannt, wolle das von ihm erworbene Land selbst nutzen. Insgesamt geht es um eine Fläche von ca. 7.500 Quadratmetern mitten im Stadtgebiet, in etwa die Größe eines Fußballfeldes. Was bis zum Frühjahr 2004 geschah, lässt sich im Archiv der „Cambodia Daily“ nachlesen: Immer wieder gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen den Familien und der Polizei, regelrechte Straßenkämpfe muss es gegeben haben. Toy Someth sagt, der vermeintliche Eigentümer sei ein Mitglied des Sambath-Clans, dem Beziehungen bis in die höchsten Etagen der Politik nachgesagt werden. Der Familie Sambath gehört im Übrigen auch das Intercontinental; seit vier Jahren zerfleischen sich die Mitglieder der Familie in einem juristischen Streit über ein Millionen-Erbe.

Im März 2004 lenkte die Stadtverwaltung von Phnom Penh ein und stellte ein Grundstück 15 Kilometer nördlich des Stadtkerns kostenfrei zur Verfügung. Die 47 Familien, rund 700 Menschen, lenkten ein und wurden umgesiedelt. Der Haken dabei war nicht nur, dass das Areal vollkommen dezentral gelegen ist, sondern auch, dass weder Strom, sanitäre Anlagen noch sonstige Infrastruktur dort vorhanden waren. Erneute Proteste, zahlreiche Schreiben, Sitzblockaden in der Stadtverwaltung folgten. Dann ein kleiner Lichtblick: Die Stadtverwaltung kaufte im Mai 2005 auf eigene Kosten Land in der Gemeinde Ta Khman, ca. 16 Kilometer südwestlich von Phnom Penh. Fast ein Steinwurf ist es von dort bis zur Residenz des Ministerpräsidenten Hun Sen und seiner dreitausend Mann starken Privatarmee; einer Leibgarde der besonderen Art, die ihm bereits gute Dienste erwiesen hat, etwa Ende der 90er Jahre im gewaltsamen Schlagabtausch mit politischen Gegnern. Dass das Land früher zum Eigentum von Hun Sen gehörte, ist wahrscheinlich. Nach offiziellen Angaben zahlte die Stadt zehntausend Dollar für das Land an die Canadian Bank, dem Eigentümer dieses Landstriches. Wer ein wenig die Zeitungen in Kambodscha studiert und sich umhört, weiß allerdings, dass die Canadian Bank, wie so viele der Banken mit wohl klingenden Namen in Phnom Penh, ihr Geld in erster Linie mit Geldwäsche und nicht mit Geldanlagen verdient.

Wir verabreden uns für die nächste Woche. Ich organisiere ein Auto und fahre mit Toy Someth nach Ta Khman. Wir fahren auf der Ausfallstraße, die zur vietnamesischen Grenze führt, durch Dörfer und einsame Gegenden. Die letzten drei Kilometer geht es über eine Schotterstraße mit erstaunlich wenigen Schlaglöchern. Es scheint eine fruchtbare Gegend zu sein. Selbst

jetzt kurz vor der Regenzeit in einem der heißesten Monate des Jahres sind die Felder grün, weiden Kühe auf den Grasflächen. Auch der Boden sei hier gut, sagt Toy Someth. Das ist wohl auch der Grund, warum die zum zweiten Mal verfrachteten Familien sich darauf eingelassen haben, von der öden Peripherie im Norden der Stadt hierhin zu ziehen. Das Land bekommen sie kostenlos. Auch hier: Kein Strom, kein fließendes Wasser, keine sanitären Anlagen.

Toy Someth hat eine Familie angerufen, die uns von ihrem Schicksal erzählen will. Wir parken den Wagen vor einem Bretterverschlag, der mit blauer Plastikplane abgedeckt ist. Jede Familie hat eine Fläche von acht mal 15 Metern, insgesamt also 120 Quadratmeter. Auch heute, mittlerweile ein Jahr nach der Umsiedlung der Familien hierher, gleicht die Szenerie einem Flüchtlingslager. Soam Phanith erwartet uns, er hat sich für das Gespräch freigenommen, bzw. wird wegen uns erst abends seine Schicht antreten. Drei Kinder hat er. Die versorgt er als Bauarbeiter in Phnom Penh. Zweieinhalb Dollar erwirtschaftet er am Tag. Seine Frau kommt auf knapp einen Dollar mit dem Verkauf von Brot, das sie morgens beim Großhändler erwirbt und später auf dem Markt anbietet. Dass dabei wenig Geld zum Bau eines Hauses übrig bleibt, ist nachvollziehbar.

„Wir haben zwar das Land, aber immer noch kein Dach über dem Kopf“, erzählt Soam Phanith. Damit sich das ändert, bräuchte er genau 767 US-Dollar, sagt er. Soviel kostet nach seinen Berechnungen der Bau eines Hauses auf Betonstelzen. Die sind wichtig, damit das Haus in der Regenzeit nicht weggeschwemmt wird. In dem gesamten Straßenzug, sofern man hier von einer Straße überhaupt sprechen kann, steht ein einziges Haus dieser Bauart. Die britische Hilfsorganisation Oxfam hat es einem alten kinderlosen Ehepaar gebaut. Ob er neidisch auf das Paar sei, frage ich. „Nein, jeder hat sein eigenes Glück und Pech hier zu meistern; wer weiß, vielleicht schenkt uns auch morgen jemand ein Haus.“ Für Soam Phanith hat die Odyssee in Ta Khman ein Ende. Seine Frau Mon sieht das anders. Sie kommt herein und bietet uns unter der Plastikplane, die eine Art Veranda vor dem eigentlichen Bretterhaus bildet, eine Tasse Tee an. Auch wenn ich in den letzten Tagen mit Magenproblemen gekämpft habe und selbst dem abgekochten Wasser nicht traue, kann ich das Angebot nicht ausschlagen. Denn es ist offensichtlich, dass selbst so eine Selbstverständlichkeit wie Teekochen hier mit größerem Aufwand verbunden ist: Wo kein Strom vorhanden ist, muss das Wasser über einer Feuerstelle gekocht werden, die notdürftig in einer Art Küchenanbau hinter dem Bretterhaus untergebracht ist. Brennholz ist teuer, Wasser ist knapp. Einen Tee auszuschlagen wäre grob und respektlos.

Mon Phanith ist immer noch verärgert über das, was in den letzten Jahren mit der Familie passiert ist. „Wir haben zwar Land, aber kein Haus. Und was

am schlimmsten ist: Die Kinder müssen eine ganze Stunde bis zur Schule laufen und nachmittags eine Stunde zurück. Ein Krankenhaus, Ärzte, Geschäfte – all das haben wir auch nicht. Wir wohnen hier fern ab von all dem, was man für ein halbwegs funktionierendes Leben braucht. Das kann man überhaupt nicht vergleichen mit dem Leben, wie wir es früher in Phnom Penh geführt haben.

8. Little China

Auf dem Weg zurück in die Stadt zeigt mir Toy Someth die Straße, in der die „46 families“ früher gelebt haben. Die Straße ist zugebaut mit dreistöckigen Wohnhäusern. Alle im identischen Stil: ein Zaun vor der Eingangstür trennt jeweils eine Fläche von ca. zehn Quadratmetern ab, eine Art zubetonierter Vorgarten, der in der Regel als Parkplatz dient. Die Türen in dem durchgängigen Zaun finden sich alle vier Meter. So schmal sind die Häuserstreifen, die hier – allerdings auf allen vier Etagen – den Nachfolgern der „46 families“ als Behausung angeboten werden. Pro Einheit ergibt das eine Wohnfläche von ca. 140 Quadratmetern. Wir klingeln an einem der Häuser und haben Glück. Ein Mann öffnet, der allerdings kein Khmer versteht. Ich versuche es mit Englisch. Das klappt schon besser. Er sagt, er käme aus China und würde bei einem chinesischen Textilkonzern arbeiten. Seit zwei Jahren sei er in Kambodscha. Im vergangenen Jahr habe er den vier Meter breiten Streifen in der Häuserzeile gekauft, für 42 Tausend US-Dollar. Das sei ein günstiger Preis gewesen. Heutzutage würde er mindestens 50 Tausend hinlegen müssen. Aber ohnehin seien bereits alle Wohneinheiten in dieser Straße verkauft, sagt er. Ich solle mir keine Hoffnungen machen. Außerdem würden hier fast nur Chinesen leben und manche seiner Nachbarn würden es nicht begrüßen, wenn Menschen anderer Nationalitäten hierhin zögen. Ich danke für die Information und erkläre ihm, dass ich nur für kurze Zeit in Phnom Penh sei, seine sicherlich wohlwollenden Hinweise aber zu schätzen wisse.

Nachdem wir Toy Someth in der Nähe des Wat Phnom abgesetzt haben, fahren wir weiter in den Norden der Stadt. In der Nähe der „Japanese Friendship Bridge“, die einmal quer über den Mekong führt, stand einmal die Kunsthochschule von Phnom Penh. Genauer gesagt: sie stand dort bis letztes Jahr. Dann hieß es, die Schule brauche dringend ein neues Gebäude und eine bessere Ausstattung. Dagegen ist zunächst nichts einzuwenden. Um den Bau zu finanzieren, verkaufte das Bildungsministerium das Grundstück, erwarb ein neues ca. 13 Kilometer nördlich außerhalb der Stadt. Von dem Umzug wurden weder die Hochschulleitung noch die Studenten un-

terrichtet, bis eines Tages die Bagger zum Abriss des Gebäudes vor der Tür standen. Zusammen mit dem Fahrer mache ich mich auf die Suche nach dem alten Gelände der Kunsthochschule neben dem Sportstadion. Auf meinem Stadtplan ist sie sogar noch eingezeichnet. Aber wir brauchen nicht lange zu suchen. Die Baustelle ist nicht zu übersehen. Vollkommen durchgerostete Metallstangen hängen aus dem in Beton gegossenen Fundament und den Stützpfählern der neuen Gebäude heraus. Ein großes Plakat hängt am Eingang zur Baustelle. Darauf ist eine schicke Wohnanlage zu sehen, die hier offensichtlich entstehen soll. Ich schaue mir die Rohbauten an. Mörtel quillt aus den Wänden. Daneben ein großer Haufen hellbrauner Ziegelsteine. An einigen Ecken sind sie eingebrochen, wirken alles andere als stabil. Bei näherem Hinsehen ist mit bloßem Auge zu erkennen, dass die Wände leicht schief sind.

In der Stube der Bauleitung am Eingang der Baustelle erkundige ich mich nach den Wohnungspreisen. Ich werde gebeten, Platz zu nehmen und einen Kaffee zu trinken. Ab 80 Tausend Dollar könnte man ins Geschäft kommen, schließlich sei dies eine der besten Lagen in der Stadt. Die Wohneinheiten sind etwa 120 Quadratmeter groß; auch hier: schmale Häuserstreifen mit dreistöckigem Aufbau. Ich frage, wie viele der Wohnungen schon verkauft seien. Gut ein Drittel sei vergeben. Für knapp die Hälfte aller noch zur Verfügung stehenden Wohnungen gäbe es ernsthafte Interessenten. Ich solle mir folglich nicht allzu viel Zeit lassen bei meiner Entscheidung. Allerdings weist man mich auch hier darauf hin, dass 80 Prozent aller Käufer und Interessenten Chinesen seien, andere Nationalitäten seien hier eher selten.

Wir fahren zum Abschluss des Tages über die Japanese Friendship Bridge. Auf dem rechten Ufer des Mekongs gelangt man schnell in ländliche Gegenden. Ein Katzensprung ist es von hier in die Stadt, doch die Brücke ist von hier aus nahezu das einzige Nadelöhr nach Phnom Penh und dementsprechend meistens verstopft. Auch auf der anderen Seite sehe ich eine große Baustelle und halb fertig gestellte Wohnanlagen. Das Baustellenschild ist nicht in Khmer oder Englisch verfasst, sondern mit chinesischen Schriftzeichen versehen. Einzig die Telefonnummer der Baufirma ist für mich lesbar.

9. Kreative Parteienfinanzierung

Der Fall der Kunsthochschule ist kein Einzelfall, auch wenn er sehr prominent in den Medien behandelt wurde. Selbst regierungseigene Gebäude und Grundstücke werden zu hohen Preisen verkauft und am Stadtrand wieder aufgebaut. Zum Beispiel das Ministerium für Landmanagement, Stadtplanung und Bauwesen, aber auch das Innenministerium. Ob der Erlös aus

dem Landverkauf tatsächlich in voller Höhe wieder investiert wird, gilt als unwahrscheinlich. „Solche Verpflanzungsaktionen sind ein probates Mittel, um das eigene Gehalt aufzubessern und letztlich auch, um die Parteien zu finanzieren“, erklärt mir ein Mitarbeiter einer deutschen Stiftung, der nicht namentlich zitiert werden möchte.

Der Hintergrund ist einfach erklärt: Um hohe Staatsämter zu erhalten, muss Geld an die Partei gezahlt werden, die die entsprechende Person aufstellt. Da es keine öffentliche Parteienfinanzierung – wie etwa in Deutschland – gibt, ist dies die Haupteinnahmequelle der Parteien. Für jeden Posten gibt es angeblich einen mehr oder weniger festen Preis. Der richtet sich nicht nach dem Prestige der Position, sondern nach den ‚Nebenverdienstmöglichkeiten‘. Diesem ungeschriebenen Preiskatalog zufolge müssen etwa 100 Tausend US-Dollar für einen Ministerposten bezahlt werden. Der Chef des Zollamtes am Flughafen dürfte mindestens zweimal soviel zu zahlen haben. Bei einem monatlichen Gehalt von maximal sechs- bis achthundert US-Dollar lohnt sich dies für die Betroffenen in der Regel nicht. Daher muss die ‚Investition‘ in die eigene berufliche Zukunft auf andere Weise erwirtschaftet werden. Die Gebäude- und Behördenverpflanzung gilt dafür offenbar als ‚wirksame‘ Maßnahme.

Im Übrigen taugen aber auch ganz normale Bauvorhaben, die von ausländischen Geldgebern finanziert werden, gut zur Sanierung der Parteikassen und zur eigenen Einkommensaufbesserung. Ein nicht gerade großes Geheimnis ist, dass etwa das neue Parlamentsgebäude mit prognostizierten Baukosten von bis zu 30 Millionen US-Dollar mehr als großzügig veranschlagt ist. Finanziert wird der Bau mit freundlicher Unterstützung der chinesischen Staatsführung. Was mit den – mindestens – 15 Millionen, die zu viel gezahlt werden, passiert, weiß niemand genau. Tatsache ist zumindest, dass der Neubau des Parlaments vom Ministerpräsidenten Kambodschas persönlich zur Chefsache deklariert wurde, obgleich der Parlamentspräsident ebenso befugt wäre, sich der Sache anzunehmen.

Selbstverständlich ist dabei allerdings auch, dass die Genossen in Peking bei solch tatfreudigem Engagement gewisse Gegenleistungen einfordern, teilweise auf politischer, teilweise auf wirtschaftlicher Ebene. Zum politischen Hintergrund muss erklärt werden, dass Kambodscha – das mag auf den ersten Blick erstaunen – von nicht zu unterschätzender strategischer Bedeutung im südostasiatischen Raum ist. Im Streit um die Vormachtstellung in Asien, der vor allem zwischen China und Japan schwelt, gilt Kambodscha als eine Art ‚Client State‘, den jede Seite für sich gewinnen möchte. Da die politischen Verhältnisse anderer Länder in der Region zwar nicht unbedingt stabil sind, sie aber doch nur begrenzt für die eigenen Zwecke vereinnehmbar sind, ist das noch junge und dazu hochgradig korrupte politische

System Kambodschas eine politische Größe, die es im eigenen Interesse zu formen gilt. Die Bedeutung, die Kambodscha für China und Japan hat, ist nicht nur daran erkennbar, dass ihre Botschaften mit zu den größten in Phnom Penh gehören und in der Regel mindestens alle zwei Jahre Staatsmänner der höchsten Ränge das Land besuchen. Überdies sind China und Japan die größten individuellen Geberländer Kambodschas, das weit mehr als die Hälfte seines Staatshaushaltes durch ausländische Hilfen bestreitet. Allerdings mit einem Unterschied: Die japanische Seite hält sich an die Vorgaben, die gemeinsam mit anderen Gebern festgelegt werden bei den jährlich stattfindenden ‚Consultative Group Meetings‘, normalerweise nur bekannt unter der Abkürzung CG. Zuletzt fand dies in diesem Frühjahr statt. Dabei sitzen die Geber inklusive UN, Weltbank und einiger NGOs mit der kambodschanischen Regierung an einem Tisch, sprechen über Fortschritte und neue Ziele, deren Einhaltung als Bedingung für die Vergabe neuer Mittel und Kredite gilt.

Um eigene Akzente in der internationalen Politik – und insbesondere um die eigenen Interessen des Landes – bemüht, beteiligt sich China nicht an diesen Absprachen und Verhandlungen; ganz im Gegenteil. Stattdessen fördert die Großmacht China großzügig einzelne Projekte, spendet aber auch mitunter bis zu dreistellige Millionenbeträge ohne direkte Projektbindung. Das finanzielle Engagement aus China hat mit rund 600 Millionen US-Dollar pro Jahr mittlerweile einen Umfang, der beinahe so hoch ist, wie die Zuwendungen aller anderer Geberländer an Kambodscha zusammen. Allerdings fällt die großzügige Bescherung aus Peking meist in auffallende zeitliche Nähe zur Vergabe neuer Großaufträge an chinesische Baufirmen oder anderer Entgegenkommen, wie etwa der Gewährung eigentlich illegaler Landkonzessionen an chinesische Firmen.

10. Land for Sale

Hierzu muss man wissen, dass es in Kambodscha verboten ist, Land an Ausländer zu verkaufen. Ferner dürfen Konzessionen, etwa zur landwirtschaftlichen Nutzung oder zum Bau einer Fabrik, nicht für ein Gebiet erteilt werden, das größer als zehntausend Hektar ist. Allerdings lassen sich diese Bestimmungen mit den Blankoschecks aus Peking umgehen. So zum Beispiel in Mondulkiri, der östlichsten Provinz Kambodschas an der Grenze zu Vietnam. Dort lässt die chinesische Wuzhishan LS Gruppe riesige Kiefernpflanzungen bewirtschaften. Hier leben noch immer Teile der ethnischen Minderheit der Phnong. Geht es nach dem Willen der Wuzhishan LS Gruppe, sollen aber auch sie sich bald ein neues Zuhause suchen. Genauso we-

nig wie die Rechte der indigenen Volksgruppe interessieren die Wuzhishan LS Gruppe Umweltstandards. Vorgaben, nach denen dem Boden Ruhezeiten vor einer Neubepflanzung gegeben werden sollen, werden nicht eingehalten. Und auch die Größe der von der Gruppe bewirtschafteten Fläche von ca. 30 Tausend Hektar übersteigt das, was in Kambodscha zulässig ist.

Insgesamt, so schätzen Experten, hat die kambodschanische Regierung Konzessionen für etwa ein Drittel aller landwirtschaftlich nutzbaren Flächen des Landes an ausländische Firmen vergeben. Das ist insbesondere deshalb problematisch, da das Bevölkerungswachstum mit 2,5 Prozent zu den höchsten in Südostasien gehört und sich die Bevölkerung allein in den vergangenen 25 Jahren mehr als verdoppelt hat. Da außerdem die meisten Khmer von der Landwirtschaft leben und deren Produktivität disproportional jährlich nur um 0,5 Prozent wächst, wird Land buchstäblich zur Ernährung der eigenen Bevölkerung benötigt. Andererseits, so vermutet ein Journalistenkollege in Phnom Penh, könnte es durchaus im Interesse der regierenden Cambodian People's Party (CPP) liegen, bewusst Engpässe entstehen zu lassen, um im Vorfeld der Wahlen mit kostenlosen Reiserationen vor allem in ländlichen Gebieten auf Stimmenfang zu gehen. – Ein Grund mehr, die Freunde in Peking mit großzügigen Landzuweisungen bei Laune zu halten.

Dass das wirtschaftliche und politische Engagement der chinesischen Regierung nicht ohne Folgen bleibt, konnte ich während meines Aufenthaltes erleben: In der ersten Aprilwoche kündigte sich der chinesische Premierminister Wen Jiabao in Phnom Penh an. Nicht nur waren am Tag des Staatsbesuches alle Hauptstraßen abgesperrt und mit großen Bannern, auf denen „China-Cambodia Friendship“ in Englisch und Chinesisch zu lesen war, behangen. Auch konnte man in der Woche darauf in den Zeitungen erfahren, dass eine nicht genannte chinesische Firma die Konzession für eine Fläche von 63 Tausend Hektar in der nordöstlichen Provinz Rattanakiri zum Anbau von Kautschuk erhalten wird.

Wie genau die gesetzlichen Vorgaben zur Landvergabe in der Praxis gelten, ließ sich an einem Beispiel testen. 18 Kilometer nördlich von Phnom Penh, entlang der N4 Richtung Sihanoukville befindet sich eine in grellem Pink gestrichene lange Mauer. „Industrial Land for Sale“ steht dort in großen Lettern geschrieben. Nicht in Khmer, sondern in Englisch. Dazu eine Mobilfunknummer. Das verwundert in Anbetracht der Tatsache, dass – wie bereits gesagt – nach dem Landrecht von 2001 nur kambodschanische Staatsbürger Land kaufen dürfen. In Recherchegesprächen wurde mir allerdings öfter berichtet, dass diese Regel nicht immer genau genommen werde. Beliebte sei es, einen Bekannten dazu zu bewegen, selbst Land zu kaufen und gleichzeitig notariell verbrieft alle Rechte daran abzutreten. Auch sei eine Staatsbürgerschaft ab ca. zehntausend US-Dollar zu erkaufen. Ich

rufe die Mobilfunknummer an und bekunde mein Interesse an dem Land. Es meldet sich Frau Samtang. Ich frage, ob dort Menschen wohnen und wie man als Käufer sicher sein könne, dass einem nach einem Kauf auch wirklich das Land gehört. Frau Samtang fragt mich, ob ich den Zaun bzw. die Mauer um das Grundstück gesehen hätte, welche mit ihrem neonfarbenen Anstrich ja kaum zu übersehen war. Die Mauer umfasse das gesamte Gebiet. Dadurch sei sichergestellt, dass niemand dort wohne. Ob dort Menschen gelebt hätten, bevor die Mauer gebaut wurde, will ich wissen. Sie sagt, sie wisse es nicht. Im Übrigen sei der Preis von vier Millionen US-Dollar nicht verhandelbar. Auf meine Frage hin, wie es denn möglich sei, eine Fläche von mehr als zehntausend Hektar zur wirtschaftlichen Nutzung zu erwerben, entgegnet sie, dass die Gesamtfläche in zwei Einzelstücke von jeweils zehntausend Hektar und einem von achttausend Hektar eingeteilt sei. Daher gäbe es keine Probleme mit dieser Vorschrift. Allerdings, so führt sie weiter aus, stünden lediglich die gesamten 28 Hektar Fläche zur Verfügung, also nur die Summe aller Einzelstücke. Und nein, es sei nicht möglich, dort zu wohnen oder Wohnungen zu bauen. Man könne die Fläche nur industriell nutzen. Dann kommen wir zu dem Thema, das mich am meisten interessiert, nämlich die Frage, ob ich als Ausländer überhaupt als Käufer auftreten kann. Auch hierauf gibt Frau Samtang eine klare Antwort: Man könne keine Ausnahme machen und mir das Land nicht direkt verkaufen, da ich keinen kambodschanischen Pass habe. Die Variante mit dem Kauf eines Passes hält Frau Samtang für kompliziert und langwierig, aber nicht ausgeschlossen. Einfacher und billiger sei es aber, einen Kambodschaner zur Unterschrift bzw. zum Fingerabdruck in meinem Namen zu überreden. Sie selbst stünde hierfür nicht zur Verfügung, könne mir allerdings ggf. helfen, jemanden zu finden. Frau Samtang scheint sich gut auszukennen mit den Sorgen ausländischer Investoren in Kambodscha.

11. Die Grenzen sind fließend: Golfplatz statt Dorfgemeinschaft

Das kambodschanische Landrecht hat zwar nicht viele Paragraphen, ist aber nicht unbedingt auf den ersten Blick zu verstehen. Da die Schulung eines sachverständigen juristischen Personals allerdings auf der Agenda der internationalen Geldgeber weit oben steht, gibt es mittlerweile ein recht gut lesbares Buch von der Asian Development Bank, das die Grundprinzipien – auch mit Hilfe von amüsanten und pädagogisch unbezweifelbar wertvollen Cartoons – anschaulich erklärt.

Nach dem kambodschanischen Landrecht von 2001 gibt es vier Kategorien von Land: a) staatliches und unveräußerbares Land, b) privatrechtlich

veräußerbare Land in staatlichem Besitz, c) privatrechtlich veräußerbare Land sowie d) Land in gemeinschaftlichem Besitz (z.B. von Klöstern oder indigenen Volksgruppen). Das Problem hierbei liegt darin, dass nicht immer klar ist, in welche Kategorie ein spezifisches Stück Land fällt und noch viel unklarer, unter welchen Bedingungen die Kategorien gewechselt werden können. Änderungen der Spezifikation eines Landstücks können gravierende Folgen haben; etwa wenn die Fläche, auf der sich das Haus einer Person befindet (normalerweise Kategorie c), aus bestimmten Gründen in staatliches Land umgewandelt wird (dann z.B. Kategorie b). Schwierig ist es deshalb, weil in Kambodscha üblicherweise Entschädigungen und Ausgleichszahlungen alles andere als selbstverständlich sind. Einen besonders bizarren Fall dieser Art gibt es derzeit in Siem Reap, der zweiten Metropole des Landes, nur ca. vier bis sechs Kilometer Luftlinie entfernt von den Tempelanlagen von Angkor Wat. Von einer kambodschanischen Bürgerrechtsbewegung in Siem Reap erhalte ich die Adresse einer kleinen Dorfgemeinschaft in der Gemeinde Slor Kram. Im Mai 1994 wurden die Bewohner aufgefordert, die Häuser zu räumen. Seitdem liefert sich das Dorf mit den Behörden einen Kleinkrieg. Früher gehörte das Gebiet zu Kategorie c (privatrechtlich veräußerbare Land). 1997 wurde das Terrain dann zu privatrechtlich veräußerbarem Land in staatlichem Besitz erklärt (also ein Wechsel von Kategorie c nach Kategorie b). Das bedeutet: Die Landflächen wurden verstaatlicht und die Behörden haben die Option, die Flächen später privatwirtschaftlich zu nutzen.

Das mag zunächst verwirrend klingen. Zum Verständnis sollte noch folgendes hinzugefügt werden: Siem Reap ist, wirtschaftlich betrachtet, die größte Wachstumsregion Kambodschas. Das hat einen einfachen Grund: Die Tempelanlagen von Angkor Wat verschaffen der kambodschanischen Tourismusbranche jährliche Wachstumsraten in zweistelliger Höhe. Bereits in den 90er Jahren war abzusehen, dass in der gesamten Region Hotels wie Pilze aus dem Boden wachsen würden. Daher beschloss die kambodschanische Regierung 1995, die Entwicklung nach Möglichkeit zu steuern. Dies sollte dadurch geschehen, dass ein rund 1.000 Hektar großes Areal zur Errichtung von Hotelanlagen direkt am Rand der geschützten archäologischen Gebiete bereitgestellt würde. Hier sollte die „Angkor Tourist City“ entstehen, in der Hotelanlagen für die Besucher errichtet werden sollten, um die Stadt Siem Reap infrastrukturell zu entlasten. Mittlerweile sind überall in der Stadt Hotelanlagen entstanden und weitere werden gebaut. Die Idee der kontrollierten Entwicklung ist zur Schimäre verkommen. Doch die Kommunalverwaltung hält weiterhin an ihr fest.

Seit mehr als zehn Jahren liegen die Pläne zur Touristenstadt – mit prunkvollen Hotelanlagen, Golfplätzen und Geschäften – in der Schublade. Vor

zwei Jahren wurden sie wieder ausgepackt. Was dahinter steht, ist einfach zu erkennen: Auch über die nächsten zehn Jahre werden Hotelanlagen in Siem Reap gebaut. Je näher man an das Tempelareal kommt, desto wertvoller ist Land. Die für die Tourist City reservierte Fläche liegt so nah an den Tempeln wie kein anderes bebaubares Stück Land, weshalb hier die höchsten Grundstückspreise im ganzen Land zu erzielen sind. Allerdings können dies nun nicht mehr die einzelnen Bewohner der Landflächen tun. Sie dürfen ihre Grundstücke lediglich an eine staatliche Instanz verkaufen und nicht von den hohen Landpreisen auf dem Markt profitieren.

Zurück zu der Dorfgemeinschaft in der Gemeinde Slor Kram: Sie soll der Tourist City Platz machen und dafür eine Entschädigung von wenigen US-Dollar pro Quadratmeter Land erhalten – der tatsächliche Marktwert dürfte bei über 500 US-Dollar pro Quadratmeter liegen. In Siem Reap treffe ich den Generaldirektor der Kommunalverwaltung von Siem Reap, der „Apsara Authority“. Wegen der enormen wirtschaftlichen Bedeutung der Region gehört er zu den fünf bis zehn mächtigsten Männern des Landes. Dass auch er, wie die meisten Politiker und höhere Verwaltungsbeamte, mit „Seine Exzellenz“ adressiert wird, ist eine Selbstverständlichkeit. „Exzellenz“ Bun Narith ist – wie sollte es anders sein – sehr beschäftigt. Dreißig Minuten haben wir Zeit, bevor Exzellenz in eine wichtige Besprechung entuschen wird. Der Generaldirektor erklärt zunächst, warum er immer noch an das Konzept der Tourist City glaubt, und dass seine Behörde nicht mehr als die angebotenen zwei US-Dollar, maximal vielleicht fünf US-Dollar pro Quadratmeter, an die betroffenen Menschen in den Dörfern zahlen könne. „Sie dürfen nicht die realen Preise zugrundelegen, es handelt sich hier um einen internen Markt“. Ich frage ihn, wer die Hotelanlagen bauen wird und ob die Preise für die Hotelgäste analog zu den Gesetzen des „internen Marktes“ eines Tages ebenfalls weniger als ein Prozent der sonst üblichen Übernachtungskosten betragen werden. – Kein Kommentar. Bei der Frage nach den künftigen Hotelbetreibern ist er auskunftsfreudiger: Vor allem chinesische Investoren sollen hier bauen und dafür Konzessionen über eine Laufzeit von 70 Jahren erhalten.

Am Nachmittag treffe ich Mei La. Sie ist 70 Jahre alt und wohnt dort, wo später einmal ein Golfplatz als Teil der „Angkor Tourist City“ gebaut werden soll. Mei La hat nur noch einen Zahn an der vorderen Reihe des Oberkiefers, keine Haare. In ihren Augen steht Wut und Ärger, wenn sie über die Apsara Authority spricht. Von „Dieben“ und „Kriminellen“ spricht sie. „Wir haben die Roten Khmer überlebt und werden auch diesem staatlichen Terror nicht nachgeben“, sagt sie. Zwei- bis dreimal im Monat würden Polizisten im Dorf patrouillieren, ein Trupp von ca. zwölf Männern. Leer stehende Landflächen würden umgehend eingezäunt. Baustellen, auf denen

Häuser neu gebaut werden sollen, werden abgerissen. Selbst einfache Renovierungen an der Fassade seien nicht möglich. „Die Apsara Authority hofft, dass unsere Häuser buchstäblich verrotten und wir dann wegziehen. Hier ist ja alles aus Holz gebaut. Ohne Ausbesserungen fällt uns eines Tages das Dach auf den Kopf.“ Das Angebot von zwei US-Dollar hält sie für lächerlich. Auch für mehr Geld würde sie nicht umziehen, denn in der Gemeinde gibt es mittlerweile eine Schule, einen Markt und eine Krankenstation. Vor gut fünfzehn Jahren war das noch anders. Erst zwischen 1990 und 1993 wurden Mei La, ihre Familie und alle anderen Bewohner in dieser Gegend hier angesiedelt. Und zwar systematisch von keinem anderen als dem Hohen Kommissar für Flüchtlinge der Vereinten Nationen (UNHCR). Damals ging es darum, dass Flüchtlinge, die in den späten siebziger und achtziger Jahren in Camps hinter der Grenze zu Thailand lebten, wieder in Kambodscha angesiedelt werden sollten. Die Familien bekamen nicht nur ein Stück Land, sondern sogar – und das war damals in keiner Weise üblich – einen Landtitel. Auch Mei La hat ihn noch. Stolz zeigt sie mir ein hellgrünes und abgegriffenes Blatt Papier. Darauf sind sie und jedes Mitglied ihrer Familie als Eigentümer und Besitzer einer Fläche von 20 mal 40 Metern eingetragen. In dem provisorischen UN-Kataster wurde ihnen die Parzelle mit der Nummer 13 zugewiesen. Oben links auf dem Zertifikat steht die Registriernummer des Landtitels. Es ist die Nummer 80572.

Auch die kambodschanische Regierung wusste von der Landzuteilung durch die UN. Allerdings ließ sie das offensichtlich unbeeindruckt. Per Dekret wurden 1997 die von der UN verteilten Flächen zum Staatseigentum erklärt. Entschädigungszahlungen sind in dem Dekret vorgesehen, deren Höhe aber nicht verbindlich festgelegt. Im Übrigen, so erzählt Mei La, seien sie und die anderen Dorfmitglieder 1997 bereit gewesen, für fünf US-Dollar pro Quadratmeter das Land an die Apsara Authority zu verkaufen. Doch die bot damals lediglich einen Dollar.

Erstaunlich ist, dass die internationalen Geldgeber (vor allem Frankreich, Japan und Deutschland), die zu fast 90 Prozent die Kosten der Restauration und Instandhaltung der Tempelanlagen tragen, die faktische Enteignung durch die Apsara Authority wenig zu stören scheint. Auch die UNESCO, die zwar kaum Geld zahlt, aber stets am Tisch der Mächtigen bei den Geberverhandlungen zum Thema Angkor Wat sitzt, ist über diese Entwicklung nicht sonderlich besorgt. In Phnom Penh befrage ich dazu Teruo Jinnai, den Repräsentanten der UNESCO in Kambodscha, der ranghöchste UNESCO-Beamte im Land. Teruo Jinnai erklärt, dass das Konzept der Tourist City auch heute noch sinnvoll sei. Landverteilungsfragen seien zwar prekär, aber nicht Gegenstand der Arbeit seiner Organisation. „Es mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, dass Menschen, die zu den ersten Trägern von

Landtiteln in diesem Land gehörten, diese Titel faktisch wieder entzogen bekommen. Denn – wie Sie wissen – ist es ja heute ein erklärtes Ziel, möglichst vielen Menschen Landtitel und Rechtssicherheit in Kambodscha zu verschaffen. Doch dieser spezielle Fall muss gesondert gewürdigt werden.“ Damit ist das Gespräch zu Ende.

Einmal mehr frage ich mich, welche Rechtsgrundlagen in diesem Staat vieler Rechtloser und weniger Privilegierter gelten, wie man ein Land aufbauen kann, in dem der Staat mehr als großer Willkürfaktor und permanente Bedrohung, denn als schützende Kraft den Bürgern erfahrbar wird.

12. Lichtblick LMAP?

Jouni Anttonen ist ein Mann der Tat, schlechte Laune ist für ihn ein Fremdwort. Aus den Boxen in seinem Toyota 4-Wheel Drive Jeep schallt finnischer Hardrock, als er mich um sieben Uhr morgens abholt auf dem Weg in sein Büro, das im Ministerium für Landmanagement, Stadtplanung und Bauwesen im Stadtteil Chamcarmon untergebracht ist. Seit sechs Jahren ist der gebürtige Finne in Kambodscha. Er arbeitet für die finnische Firma Finnmap. Sie soll zusammen mit der Weltbank und der GTZ den kambodschanischen Augiasstall ausmisten und ein Katastersystem für weite Teile des Landes erstellen. „Land Management and Administration Project“ (LMAP) heißt das ambitionierte Projekt. Bis 2017 sollen in diesem Rahmen etwa 80 Prozent der besiedelten Fläche Kambodschas systematisch durchkämmt und Landstücke registriert werden. Dabei werden die ausländischen Finnmap- und GTZ-Berater von 26 kambodschanischen Teams mit insgesamt rund 700 Mitarbeitern im ganzen Land unterstützt. „Sie werden es zunächst nicht glauben, aber es ist letztendlich vielleicht sogar ein Vorteil, dass wir hier in Kambodscha bei Null angefangen haben. Sie dürfen nicht vergessen, dass wir in einem Land arbeiten, in dem vernünftiges Kartenmaterial lange Zeit nicht erhältlich war, in dem jegliche Registratur von Land systematisch zerstört wurde.“ In seinem Büro zeigt mir Jouni Anttonen Luftaufnahmen, von denen die meisten in den späten neunziger Jahren gemacht wurden. Hierfür wurden eigens Maschinen gechartert, die gesamte Staatsfläche abgeflogen und aus der Luft aufgenommen im Maßstab 1:4000, in urbanen Gebieten sogar im Maßstab 1:2000. Google Earth gab es zu der Zeit noch nicht, auch wenn die Bilder ähnlich aussehen. Sponsiert wurden die Flüge damals von der Japanese International Cooperation Agency (JICA), dem japanischen Pendant zur GTZ. Danach hat sich JICA allerdings nicht mehr am LMAP beteiligt.

Knapp eine Million Landtitel hat das LMAP bereits seit dem Beginn des Projektes im Jahr 2002 produziert. Das ist viel, wenn man bedenkt, dass im

Zeitraum von 1989 bis 2001 gerade einmal rund 600 Tausend Titel vergeben wurden. Andererseits ist es wenig, wenn man bedenkt, dass bis Projektabschluss noch fünf bis sieben Millionen weitere Grundstücke zu vermessen sind. Anhand dieser Zahlen wird bereits klar, dass der Zeitplan vom LMAP schon jetzt nicht mehr haltbar ist. NGOs kritisieren neben dem unklaren Zeitrahmen des Mammutprojektes überdies, dass die Mittel für das LMAP – geschätzt werden sie auf insgesamt bis zu 100 Millionen US-Dollar – besser in den Ausbau des Gesundheitssystems, die Infrastruktur oder die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität gesteckt werden sollten. Andererseits ist klar, dass dem Land jährlich viel Geld entgeht, da potentielle Investoren vom Mangel an Rechtssicherheit im allgemeinen, und der Sicherheit bezüglich des Rechts an Grund und Boden im besonderen, abgeschreckt werden. „Wir schätzen, dass die Direktinvestitionen aus dem Ausland um bis zu 50 Millionen US-Dollar im Jahr höher liegen könnten, wenn die Rahmenbedingungen stimmen würden“, sagt Paul Thomas vom Arbeitskreis der Deutschen Wirtschaft in Kambodscha. Gemessen daran wären 100 Millionen US-Dollar für das LMAP gut investiert.

Für Jouni Anttonen ist das LMAP allerdings mehr als nur ein technischer Vorgang. Er spricht von einem „edukativen Aspekt“ und erzählt, dass im Rahmen vom LMAP nicht nur Land vermessen und registriert wird, sondern außerdem die Verwaltungsstrukturen ausgebaut und gestärkt werden. „Wenn 26 Teams mit bis zu 30 Mitarbeitern über mehrere Jahre das Land durchkämmen und vermessen; wenn diese Teams Konflikte mit den beteiligten Instanzen der betroffenen Dörfer lösen; und schließlich: wenn diese Teams eine katastermäßige Erfassung mit Hilfe modernster Computertechnik einführen, dann ist das für alle Beteiligten vorteilhaft. Letztendlich wird dadurch das Vertrauen der Bürger in die Bürokratie gestärkt. Und außerdem dürfen Sie nicht vergessen: Der Wert eines Stück Bodens steigt nach der Zuteilung eines Landtitels um durchschnittlich mindestens 20 Prozent. Das bringt jedem Landbesitzer etwas.“

13. Titel, Thesen, Temperamente

Am nächsten Morgen gibt es keinen finnischen Hardrock, dafür Elvis-Songs aus den Fünfigern in Jouni Anttonens Jeep zu hören. Wir sind auf dem Weg zum ‚Oulampic‘-Viertel in Phnom Penh in der Nähe des Olympischen Stadiums, das 1964 eröffnet und von Kambodschas renommiertem Architekten Vann Molyvann gebaut wurde. Gegenüber einer Polizeistation ist eine Häuserlücke kurzerhand in eine Art Freiluft-Auditorium umfunktioniert worden: 15 Stuhlreihen, in der Mitte ein Gang zum Podest,

vorne ein Mikrophon und eine kleine Bühne; darüber eine Plane aus rotem und blauem Plastik und an dem Stahlgerüst, das die Plane trägt, Girlanden in blauer, roter, grüner und gelber Farbe. Davor stehen zehn aus Holz gezimmerte Pinnwände.

Für die Gemeinde ist dies ein wichtiger Tag, an dem das „Public Display“ beginnt – der letzte Schritt vor der Zuteilung von Landtiteln. Vorausgegangen sind Vermessungsarbeiten, Recherchen und Diskussionen mit Bewohnern seit Januar dieses Jahres. Das LMAP läuft nach festen Regeln ab. Nach der Feststellung der Eigentumsverhältnisse, der Vermessung und provisorischen Kartierung müssen nun in einem vorletzten Schritt alle Karten und Informationen über Eigentumsverhältnisse für 30 bis maximal 45 Tage öffentlich ausgehängt werden. Nur wer hier persönlich innerhalb der Frist erscheint und sich ausweist, kann später einen Landtitel erhalten. „Wichtig dabei ist, dass später niemand den Vorwurf erheben kann, er oder sie habe von nichts gewusst. Auch wenn jemand zum Beispiel nicht damit einverstanden ist, dass eine Person einen Titel für ein bestimmtes Stück Land erhalten soll, kann dies während des Public Displays mitteilen“, sagt Jouni Anttonen. Es ist 8 Uhr morgens und der Platz vor der Polizeistation füllt sich langsam. Um halb neun ist das Auditorium schließlich randvoll und es erklingt aus den leicht übersteuerten Lautsprechern die Nationalhymne. Anschließend begrüßt der Bürgermeister die Anwesenden und erklärt, worum es beim Public Display geht. Auch diese mündliche Erklärung ist Teil der LMAP-Prozedur, denn bei der hohen Analphabetenrate in Kambodscha kann nicht davon ausgegangen werden, dass alle Betroffenen die Informationsblätter tatsächlich verstehen.

An einer der Holztafeln komme ich mit Lay Puoy ins Gespräch. 31 Jahre ist er alt, hat zwei Kinder und arbeitet für ein Pharmaunternehmen. Nach einer Weile findet er sein Haus auf der Karte wieder. Es hat die laufende Nummer 46. Er gleicht die Daten mit seinen Notizen ab. „57 Quadratmeter. Das ist richtig. Hier steht, dass meine Frau und ich als Eigentümer des Grundstücks und des Hauses eingetragen sind. Ebenfalls richtig. Leider habe ich meinen Personalausweis vergessen und muss deshalb nochmals herkommen, um die Nummer abzugleichen. Ansonsten hoffe ich, dass es bis zum Ende des Displays keine Probleme gibt und wir den Landtitel bekommen.“ Etwas abseits der hölzernen Stellwände stehen zwei Tische unter einem schattigen Baum: die Beschwerdestelle. Etwa ein halbes Dutzend Menschen stehen davor und argumentieren mit zwei LMAP-Mitarbeiterinnen, die in ihren blauen Uniformen gut zu erkennen sind. Eine Frau moniert die falsche Schreibweise ihres Namens. Ein älterer Herr will, dass eine etwa fünf Quadratmeter große Fläche vor seinem Haus ebenfalls mit in das Register aufgenommen wird. Auch wenn hier eigentlich schon der Gehweg beginnt, nutze er die Flä-

che als Auslage für sein Motorradhelmgeschäft und will sie deshalb auch sein Eigentum nennen dürfen.

Mittlerweile tummeln sich knapp 100 Menschen vor den Holztafeln, jeder sucht seinen Namen, überprüft die Daten, kontrolliert die auf den Karten eingezeichneten Flächen; eine leicht aufgeregte Stimmung. Plötzlich werde ich von einem jungen Mann angesprochen, der erstaunlich gut Englisch spricht und mich fragt, was ich hier mache, warum ich ein Mikrofon und Aufnahmegerät mit mir führe. Konträr zu seiner forscher Art der Fragestellung gibt er sich zögerlich bei der Erkundigung nach seinem Interesse an dem Public Display. Nach mehrfachem Nachhaken erklärt er, dass er als eine Art Controller im Auftrag der Weltbank das Verfahren überwacht. Konkret: Er soll herausfinden, ob die Bewohner Bestechungsgelder an die Vermessungsteams gezahlt haben. Die Gebühr, die jeder Eigentümer für seinen Titel entrichten muss, beträgt offiziell lediglich 100 Riel pro Quadratmeter. Für Lay Puoy wären dies umgerechnet weniger als 1,50 US-Dollar. „Es gibt darüber hinaus immer wieder ‚Kaffee- und Teezuschläge‘, wenn ich das so nennen darf. Sie müssen sich das so vorstellen, dass Mitglieder vom Vermessungsteam im Wohnzimmer einer Familie sitzen und sagen, dass sie zehn oder 20 Quadratmeter weniger ausgemessen haben als die betreffende Familie. Dann wird gesagt, dass man sehr erschöpft sei und es begrüßen würde, wenn die Familien ein wenig in die Kaffeekasse spendeten. Man könne ja am nächsten Tag im ausgeruhten Zustand nochmals über die Angelegenheit sprechen.“ Neben ‚Kaffeezuschlägen‘ interessieren die Controller vor allem die Einhaltung der Informationsrichtlinien. „Wir sehen immer wieder Fälle, in denen die Menschen nicht – oder nur sehr kurzfristig – vom Registrierungsverfahren unterrichtet werden. Viele Menschen können die Informationsblätter nicht lesen oder wissen nicht, wo sie sich beschweren können.“ Mittlerweile ist es zehn Uhr. Vor den Holztafeln stehen nur noch rund 20 Menschen. Zwei Leute argumentieren mit ausladenden Gesten vor dem Beschwerdetisch unter dem großen Baum. In genau 45 Tagen soll hier die Vergabe der Titel erfolgen.

14. Die 800 Hektar der Exzellenz You Ay

Schaut man sich die Zahl der Staatssekretäre im kambodschanischen Frauenministerium an, so könnte man meinen, diese Institution möge der kambodschanischen Regierung besonders am Herzen liegen. Nicht weniger als zehn Staatssekretärinnen kümmern sich um die Geschäfte. – Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Berlin hat beispielsweise ‚nur‘ zwei Staatssekretäre. Mit der Zahl der Beamten hat es

aber folgende Bewandnis: Nach den letzten Parlamentswahlen 2003 war das Land ein Jahr lang ohne Regierung, da sich die Koalitionspartner nicht auf einen Schlüssel zur Besetzung der Ministerien einigen konnten. Deshalb wurde schlicht die Zahl der Minister, Vize-Premierminister und Staatssekretäre vervielfacht, um den Koalitionspartner gegenseitig mit Posten ruhig zu stellen. – Eine spezielle Form des Krisenmanagements.

Frau You Ay ist eine der zehn Staatssekretärinnen im Ministerium für Frauen. Ihr Name dürfte den regelmäßigen Zeitungslesern in Kambodscha vertraut sein – für manche ist er regelrecht zum Synonym für Enteignung und die persönliche Bereicherung von Politikern geworden. Denn Frau You Ay hält – zumindest formell – Eigentum an einer Fläche von 800 Hektar im Bezirk Phnom Srouch der Provinz Kampong Speu, westlich von Phnom Penh. Von Phnom Penh sind es bis dorthin 90 Minuten mit dem Auto entlang der N4 in Richtung Sihanoukville. Bei Kilometer 120 geht es rechts in eine kleinere Schotterstraße, nach 300 Metern beginnt ‚You-Ay-Land‘. Ein kleiner Zaun macht deutlich, dass wir uns auf Privatgelände befinden. Zusammen mit einer Mitarbeiterin der kambodschanischen Menschenrechtsorganisation ADHOC fahren wir weiter auf dem Landweg, der zunehmend unebener wird. Ob wir jemals mit dem Toyota Corolla, den wir für die Fahrt geborgt haben, wieder zurück nach Phnom Penh kommen, wage ich zu bezweifeln. – Insbesondere, als wir eine ca. 10 Meter lange Holzbrücke mit dem Wagen überqueren sollen, deren einzelne Querbalken buchstäblich lose sind und in Besorgnis erregend weiten Abständen auf dem klapprigen Brückengerüst verteilt sind. Doch der Toyota bewältigt auch diese Hürde mit Bravour. Nach 20 Minuten Ruckelfahrt sind wir im Dorf Chamka Chek. Das Dorf ist dafür bekannt, dass es Frau You Ay wenig Freude an ihrem Landbesitz bereitet. Die Bewohner gelten als besonders einschüchterungsresistent und haben bereits mehrfach in Kampong Speu sowie Phnom Penh Demonstrationen gegen Frau You Ay organisiert, über die in den Medien berichtet wurde. Dabei werfen sie ihr vor, sich unrechtmäßig Landflächen in großem Stil angeeignet zu haben, ‚Land Grabbing‘ in reinsten Form zu praktizieren. In Chamka Chek treffen wir Seng Sarat. Er ist eine Art Sprecher des Dorfes. Bis Ende März war er mehr als vier Monate inhaftiert. Ihm wurde vorgeworfen, zu gewaltsamem Widerstand aufgerufen zu haben. Etwa einmal im Monat, erklärt Seng Sarat, würden Militärtruppen hierher kommen und mit Gewalt drohen, sofern die Häuser nicht geräumt würden. „Das schreckt uns nicht ab, im Gegenteil, die Solidarität der Menschen hier wächst jeden Tag.“ Betroffen sind nicht nur die Menschen im Dorf von Chamka Chek, sondern im Prinzip alle Menschen, die auf dem Eigentum von Frau You Ay wohnen. Das sind genau 574 Familien, knapp dreitausend Menschen.

Wenn man sich eine Zeit lang in Phnom Penh aufhält, vergisst man irgendwann, dass man sich in einem der ärmsten Länder der Welt befindet. Allzu sehr gewöhnt man sich an die Autos, den Lärm, die Lichter der Stadt. Hier auf dem Land kann man mit eigenen Augen sehen, was in den Statistiken der Weltbank nachzulesen ist: Die Weltbank listet Kambodscha auf Platz 183 der weltweiten Armutsstatistik. Damit liegt es im unteren Viertel der Länder dieser Welt. Das durchschnittliche Jahreseinkommen pro Kopf liegt bei 350 US-Dollar; in den Städten sind es 1.000 US-Dollar, was bedeutet, dass die Menschen hier in Chamka Chek sicherlich um einiges unter der 350 US-Dollar-Marge liegen, schätzungsweise eher bei 200 bis 250 US-Dollar. Das bestätigt mir auch Seng Sarat. Er selbst würde mit gelegentlichem Motorrad-Taxifahren und dem Verkauf von Reis auf etwa 200 US-Dollar im Jahr kommen. Wie er sich überhaupt ein Moped leisten kann, ist mir allerdings rätselhaft, denn das allein kostet gebraucht mindestens 400 US-Dollar. Ebenso schockierend wie die Armut in diesem Landstrich ist, dass es für die Menschen hier so wenig vorstellbar ist, eines Tages fließendes Wasser oder Strom zu haben. „Wir laufen jeden Tag ca. eine halbe Stunde zum nächsten Brunnen.“ Das, was Seng Sarat Brunnen nennt, ist ein bloßes Erdloch, das nicht sonderlich weit in die Tiefe zu reichen scheint. Statt Grundwasser schöpfen die Menschen hier Wasser aus einem kleinen unterirdischen Ausläufer eines nahe gelegenen Flusses ab. Eine braun-graue Brühe, die nicht gerade gesund aussieht. Die Felder in dieser Gegend sehen karg aus. Das mag an der Trockenzeit liegen. Allerdings ist auch klar, dass Bäume nicht innerhalb der fünf Monate Regenzeit wachsen werden. Folglich ist Brennholz zum Abkochen von Wasser oder zum Kochen von Reis Mangelware.

Nach unserem Gang durch das Dorf sitze ich mit Seng Sarat unter einer Pagode, unter der sich immer mehr Menschen aus dem Dorf versammeln. Der malträtierte Toyota muss unbedingt unter dem Dach der Pagode geparkt werden, darauf bestehen die Gastgeber. Drei Viertel des Platzes ist nun von dem Wagen eingenommen, uns bleibt noch eine kleine Fläche im vorderen Teil der Pagode, auf einer Bank vor dem Buddha-Altar. Für die Kinder ist das Auto die Attraktion schlechthin. Andächtig streicheln zwei kleine Jungen den weißen Lack, einer von ihnen ist sogar ganz mutig und setzt sich stolz auf die Kühlerhaube. Natürlich wissen die Kinder, was ein Auto ist. Aber aus der Nähe bekommen sie in der Regel keine Wagen zu sehen. Keinem der Menschen hier wird so recht klar sein, was ein Journalist ist, und was er ausgerechnet an diesem Ort zu suchen hat. Tatsache ist vielmehr, dass ein Ausländer mit einem gewaschenen Hemd vor ihnen sitzt, der sich in einem Auto hierher fahren lässt, der eine andere Sprache spricht und eine andere Hautfarbe hat. Das bedeutet: Es könnte jemand sein, der wichtig

ist, der Geld hat. Eine Frau bringt mir zwei etwas zerfledderte Blätter, die aus einem DIN A4 Ringbuch entnommen sind. Mit blauem Kugelschreiber sind die Blätter beidseitig eng beschrieben. Ein Brief an den Ministerpräsidenten. Ich habe doch sicherlich gute Kontakte in Phnom Penh, sagt die Frau. Deshalb möge ich den Brief – möglichst persönlich – übergeben. Auch Seng Sarat glaubt, ich könne ein gutes Wort für sein Dorf einlegen. Er bittet mich, bei NGOs Geld für den Ausbau der Wasserversorgung einzutreiben. Ich versuche ihm zu erklären, dass ich keine entsprechenden Kontakte habe, verspreche aber, den Brief beim Büro des Ministerpräsidenten abzugeben.

15. Audienz bei der Frau Staatssekretärin

Die Eindrücke in Chamka Chek geben keine Antwort auf die Frage, was dieses Stück Land so begehrenswert macht, dass Exzellenz You Ay seit Ende der neunziger Jahre einen Kampf austrägt, der ihr den Ruf einer Landherrin eingebracht hat, die durch dubiose Machenschaften zu ihrem Eigentum gekommen ist und mit Gewalt Menschen vertreiben will. Der Bezirk Phnom Srouch ist beispielsweise zu weit von Phnom Penh oder anderen Städten entfernt, als dass es sich lohnen würde, hier Appartement-Anlagen hochzuziehen. Die Nutzung der Fläche für industrielle Produktion scheint ebenfalls wenig lukrativ. Zwar befindet sich die N4 als großer Zubringer nach Phnom Penh in unmittelbarer Nähe, doch es gibt besser gelegene Landstücke in der Nähe zu den Absatzmärkten in der Stadt.

Nach vielen Telefonaten habe ich die Handynummer von Frau You Ay ausfindig gemacht und lanciere bei ihr eine Interviewanfrage. Auch das ist schwierig, selbst ein Gespräch zur Vereinbarung eines Gesprächs ist schwer zu bekommen. Schließlich klappt es. Frau You Ays Büro ist in einem Neubau am Stadtrand untergebracht, ca. zwei Kilometer nördlich von Wat Phnom. Sie hat zwei Sekretärinnen, das Büro ist angenehm klimatisiert – unter einer Pagode braucht sie keinen Schatten zu suchen. Frau You Ay ist gut aufgelegt. Sie scheint gerne in das Mikrofon zu sprechen, welches sie dann auch gleich selbst in die Hand nehmen möchte. Sie stellt sich kurz mit Namen und Amtsbezeichnung vor und diktiert zunächst eine kleine Regierungserklärung in das Aufnahmegerät. Dann darf ich Fragen stellen. Wir sprechen zunächst über das Rote Khmer Tribunal und die Frage, inwiefern ihr Ministerium dabei Gender-spezifische Aspekte einbringen wird. Anschließend geht es um das Thema Landregistrierung und Landreform, bis wir schließlich auf ‚Land Grabbing‘ zu sprechen kommen. Frau You Ay gibt zu, sich in diesem Sujet gut auszukennen. „Sie müssen verstehen, dass es in diesem Land gute und schlechte Menschen gibt. Von den schlechten wettern

viele gegen die Regierung, angestachelt von der Opposition.“ – Eine Sicht auf die Gesellschaft, deren Konturenschärfe wohl kaum bezweifelt werden kann. Frau You Ay erzählt mir ihre Leidensgeschichte, dass sie das Land von den Bewohnern eigens gekauft habe, für 100 Tausend US-Dollar. Dann zeigt sie mir ein Photo. Bei näherem Hinsehen erkenne ich Seng Sarat. Frau You Ay erklärt, es handele sich um die Unterzeichnung der Kaufurkunde. Ob es tatsächlich eine Kaufurkunde ist, die die beiden auf dem Bild in den Händen halten, kann ich nicht erkennen. „Mit diesem Mann habe ich im Namen der Bewohner einen Vertrag geschlossen. Mittlerweile ist er gewalttätig geworden, und an die Abmachungen will sich niemand halten. Ich habe das Land rechtmäßig erworben und bin Opfer der Willkür dieser Menschen.“ Verkehrte Welt – von einem Kaufpreis oder Kaufvertrag war in Chamka Chek nicht die Rede. Um die Menschen ruhig zu stellen, habe sie ihnen eine Fläche von 200 Hektar überlassen. Allerdings ist das weniger als die Hälfte, die von den Bewohnern gefordert wird, nämlich genau 574 Hektar – ein Hektar pro Familie. Frau You Ay erklärt, sie habe das Land in schlechtem Zustand erworben. Damals habe es dort noch keine Infrastruktur gegeben. Mittlerweile habe sie Straßen und auch eine Brücke bauen lassen, weshalb der Wert der Fläche bereits um das fünf- bis achtfache gestiegen sei. Ich vermute, sie meint die klapprige Holzbrücke und den mit Kratern übersäten Schotterweg, die dem tapferen Toyota Corolla erstaunlicherweise nichts zuzusetzen vermochten.

Schließlich frage ich Frau You Ay, welche Pläne sie mit dem Land hat, warum die Fläche das Ertragen empfindlicher Strapazen wert ist. Mit einem leichten Funkeln in ihren Augen verrät Frau You Ay, dass sie dort eine Poliklinik bauen möchte und hierfür bereits mit chinesischen Investoren im Gespräch sei. Die rebellischen Bewohner der Dörfer um Chamka Chek – die „bad people“ – will sie als Arbeiter einstellen. Behandlungen sollen für sie sogar kostenlos angeboten werden. – Eine schwierige Vorstellung, da gerade die hohen Kosten für Arztbehandlungen ein nicht unerheblicher Faktor sind, der viele Khmer nicht aus dem Teufelskreislauf der Armut entkommen lässt. Frau You Ays Pläne sind unter einem anderen Gesichtspunkt allerdings interessant: Direkt hinter ihrem Landstück beginnt der Kirirom Nationalpark, mit zahlreichen Wanderwegen und großen Nadelwaldflächen. Seine Luft gilt als besonders gut. „Vielleicht können wir auch eine Reha-Klinik bauen – vor allem für ausländische Gäste könnte das interessant sein. Billiger als in Europa oder den USA wäre ein Aufenthalt hier allemal.“ So einfach das Weltbild von Frau You Ay mit ihren Kategorien von „good people“ und „bad people“ ist – einen gewissen Geschäftssinn mag man ihr nicht absprechen.

16. Good-bye Kambodscha

Nach sechs Wochen packe ich die Koffer mit den vielen Mosaiksteinen, die ich sammeln durfte. Etwas ermattet und von Eindrücken nahezu überfrachtet geht es zurück nach Europa. Auf der Rückfahrt zum Flughafen erinnert mich der Fahrer daran, dass wir bereits erörtert hatten, ob es in Deutschland Mangobäume gibt. „Wie sieht es denn mit Ananas und Kaki-Früchten aus?“ „Nein, die haben wir auch nicht, dafür aber Pflaumen und Birnen, die es hier wiederum nicht gibt“, gebe ich zu verstehen. Kurz vor der Ortsausfahrt von Phnom Penh hält er an, steigt aus und kommt mit einer großen Plastiktüte wieder. „Ich habe verstanden: Alles was hier wächst, gibt es bei ihnen nicht – und wohl auch umgekehrt. Nehmen sie diese Wassermelone mit und denken sie möglichst lange an unser Land.“

Kambodscha ist ein Land mit vielen Möglichkeiten, eines der ärmsten Entwicklungsländer Südasiens, das buchstäblich noch eine enorme und hoffentlich viel versprechende Entwicklung vor sich hat. Wer weiß, wie es hier in zehn Jahren aussehen mag – anders auf jeden Fall. Die Kraft zur Veränderung ist nur eine der vielen, allerdings sehr bemerkenswerten Qualitäten der Khmer. Zu wünschen ist dem Land und seinen liebenswürdigen Menschen Frieden, Wohlstand und vor allem: ein Gesellschaftssystem, das letztendlich die „feudalen Strukturen“ nicht fortschreibt, sondern zur Geschichte werden lässt. Gerechte und geklärte Eigentumsverhältnisse sind dafür eine grundlegende Voraussetzung.

17. Danksagung

Mein Dank gilt in erster Linie der Heinz-Kühn-Stiftung für ihre großzügige Unterstützung. Insbesondere möchte ich Frau Kilian für Ihre Hilfe, Ihren Rat und Tat herzlich danken. Ebenfalls dankbar bin ich für die zahlreichen Gespräche und Anregungen, die ich in Kambodscha von Journalistenkollegen, Mitarbeitern nationaler und internationaler Hilfsorganisationen, Freunden und Bekannten erhielt. Von den Recherchen und Erfahrungen in Kambodscha werde ich auf meinem weiteren Werdegang in vielerlei Hinsicht sicherlich noch lange zehren. Herzlichen Dank.